Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 6

Artikel: Der fürchterliche Onkel
Autor: Widmann, J.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664286

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem Schrecken davon. Dieser Vorfall wurde nun durch Menard mit frecher Übertreibung zu einem Mordanschlag, ja zu einer Verletzung des Völkerrechtes gestempelt und damit der Einmarsch der Franzosen begründet. So rückten sie denn endlich ein, die stolzen Sieger von Lodi, in zerlumpter Kleidung, teilweise ohne Schuhwerk, der Kassen, Magazine und Geschütze entbehrend. Die anfängliche Freude der Waadtländer erlitt bald eine beträchtliche Abkühlung, als Menard 700,000 Fr. für die Kriegskosten, sowie 4000 Mann Hülfstruppen verlangte und Anstalten traf, das Land zu besetzen. Die Bewegung im Waadtlande hatte auch das Unterwallis und den welschen Teil des Kantons Freiburg mitgerissen.

Auf die Tagsatzung in Aarau machten die Nachrichten von diesen Vorgängen einen niederschmetternden Eindruck. Noch einige Tage blieb sie, unfähig, sich zu einem Beschluß aufzuraffen, beisammen und stob dann im Augenblick der größten Gefahr des Landes auseinander.

Um diese Zeit sah die Stadt Mülhausen, die sich, trotzdem ihr von den katholischen Orten der Bundesbrief zurückgegeben war, stets die redlichste Mühe gab, ein Glied des Eidgenossenbundes zu sein, durch Zollsperren sich genötigt, ihren Anschluß an Frankreich zu erklären. Genf blieb nichts anderes übrig, als ein Gleiches zu tun. Daß es nicht zu einer bleibenden Einverleibung in Frankreich kam, hat seinen Grund wohl hauptsächlich in dem religiösem Gegensatz zwischen der Stadt Calvins und ihrem Nachbarlande.

Am 31. Januar wurde zu Luzern die aristokratische Regierung abgeschafft und am 5. Februar raffte sich Schaffhausen zur Proklamirung der Gleichheit der Rechte auf. Von da an durchzog die gleiche Bewegung mit großer Eile die ganze Ostschweiz. Auch die Regierung von Zürich, die sich in ihren Sesseln noch so fest fühlte, daß sie in den ersten Tagen des Jahres 1798 alle Bitten um Amnestirung der im Jahr 1795 Verurteilten zurückgewiesen, mußte nachgeben. Am 20. Januar erhielten die Gefangenen die Freiheit, und drei Wochen später, am 21. Februar versammelte sich das erste zürcherische Parlament.

Der fürchterliche Onkel.

Nachdruck verboten.

Humoreske von J. V. Widmann.

Vorbemerkung der Redaktion. Indem der hoch angesehene Dichter und Pionier litterarischen Interesses in der Schweiz uns in freundlichster Weise die nachstehende Humoreske zum Abdrucke überließ, gab er gleichzeitig den Lesern von „Am häuslichen Herd“ einen schmeichelhaften

Beweis seiner Achtung. Denn die Erzählung kommt keineswegs blos dem gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfnis entgegen, sondern beansprucht ein höheres Interesse und auch Verständnis für litterarische Angelegenheiten. — Wohltuend wird vor allem die Leser berühren, daß der Verfasser, obwohl selbst ein berühmter Dichter, für den künstlerisch unproduktiven, aber sonst tüchtigen Menschen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, Partei ergreift nicht nur gegenüber der oberflächlichen, der Modelaune entsprungenen, unwahren poetischen Schwärmerei, sondern sogar gegenüber dem schaffenden Künstler selbst, sofern dieser für seine Person eine Ausnahmestellung verlangen und einnehmen will in Dingen, die wie z. B. die Formen gesellschaftlicher Höflichkeit für alle ohne Ausnahme verbindlich sind. Was der Verfasser außerdem sagt, ist in Kürze etwa das: Poesie und Kunst sind etwas Schönes, über ihnen aber steht das Leben, die ursprünglichste und gewaltigste Poesie. Wer diese „aus erster Hand, das heißt aus der Hand der Natur, ohne den vermittelnden Reflex von Kunst und Schriftstellerei" zu genießen weiß, ist nicht etwa weniger „gebildet" als die andern, die dieses Mittels nicht entbehren können, sondern er steht sogar noch eine Stufe höher. Denn was ist alle Poesie und Kunst anders als ein bloßes Mittel, uns das gesamte Leben, die Natur, in gesteigertem Grade empfinden und genießen zu lassen! Wer dieses in unmittelbarer Weise, am Urquell der Poesie selbst zu tun versteht, mag wohl zum Teil auf das Surrogat der Litteratur und Kunst verzichten. Aber wie viele solcher ursprünglichen Naturen gibt es, die für sich dieses Spiegels der Schönheit nicht bedürfen, um ihr Urbild zu sehen? Das ist immerhin nicht zu vergessen. — Unsere Humoreske ist aber in erster Linie eine feine litterarische Satyre. Der Dichter legt hier eine Lanze ein für die echte Poesie gegen einen übertriebenen und unechten Realismus, dem die poetische Form nur das Gefäß ist für einen prunkenden Aufwand kulturhistorischer oder anderer Kenntnisse, eine Art Litteratur also, die der Wissenschaft näher steht als der Poesie. Denn den Gegenstand der Poesie bilden und werden immer bilden das Menschenherz mit seinen Irrungen und Wirrungen, Freuden und Leiden, das ganze unendliche Reich des menschlichen Fühlens und Denkens, das äußere Leben aber nur soweit es nötig ist zur wirksamen und vollständigen Darstellung des innern. Wo dieses Mittel, die Schilderung des Aeußerlichen, zum Selbstzweck wird, da ist eine Ironie wie diejenige unserer Humoreske wohl am Platze. — Die Leser werden bei der durchsichtigen Pseudonymität leicht die richtigen Namen der Schriftsteller erraten, gegen welche die Spitze der Satyre gerichtet ist.

* * *

Die Wintersaison war nun so ziemlich vorüber, und noch immer hatte die verwitwete Frau Sommerlattich, geborene v. Rittersporn, ihren Lieblingswunsch nicht realisieren können, den berühmten Dichter Evertsbusch einmal zum Thee zu bitten. Frau Sommerlattich war nämlich eine gebildete Dame, immer auf dem Laufenden der Belletristik deutscher, französischer und englischer Sprache; ihre Rede war Evertsbusch und Alphons Dodo; und wer die neuesten Romane ihrer Lieblingsschriftsteller nicht gelesen hatte und nicht einmal log, er hätte sie gelesen, war in ihren Augen wie ein „Mensch in Hemdsärmeln", womit sie den Inbegriff von Barbarei bezeichnen wollte.

Warum aber hatte die verwitwete Frau Sommerlattich, geborene v. Rittersporn, ihren und ihrer erwachsenen Töchter Lieblingswunsch den ganzen Winter über nicht realisieren können? Das Hindernis war eben ein solcher „Mensch in Hemdsärmeln", der zwar alte, aber noch rüstige Onkel, der im oberen Stockwerk wohnte und mit seiner Nichte und den Großnichten die Mahlzeiten teilte, ein Onkel, den man absolut nicht brauchen konnte.

Es gab zwar untergeordnete Verrichtungen, bei denen er sich recht verwendbar erwies. So war es zum Beispiel immerhin ein erwägenswerter Umstand, daß ihm das Haus gehörte, welches seine Nichte mit ihren Töchtern bewohnte, daß er jährlich an die Zentralstelle der gemeinschaftlichen Haushaltung einen Beitrag von zweitausend Thalern lieferte und außerdem bei allen Gelegenheiten, wo die Familie öffentlich erschien, nicht blos den männlichen Begleiter und Beschützer, sondern auch den Zahlmeister machte. Es war also begreiflicherweise ein Onkel, den man respektieren mußte, zu dem man nicht einfach sagen konnte: „Heute, Onkelchen, haben wir einen Gast, für den du zu dumm bist, da kannst du auf deinem Zimmer oben essen, damit du dir keine Blöße gibst und uns nicht blamierst." Sondern man mußte den unbrauchbaren Onkel womöglich mit List aus dem Wege schaffen.

Seine Unbrauchbarkeit bedarf hier einer kleinen Schilderung. Der Onkel gehörte zu jenen „zigeunerhaft rohen" Menschen, denen die Dinge in der Welt aus erster Hand, das heißt aus der Hand der Natur, ohne den vermittelnden Reflex von Kunst und Schriftstellerei, ganz angenehm erscheinen. Ihm machte eine schöne Eiche Vergnügen, auch wenn er sie nicht mit irgend einer Eiche von Claude Lorrain vergleichen konnte, und ein hübsches Mädchen mit blonden, hängenden Zöpfen übte immer noch auf sein jung gebliebenes Herz einen Zauber aus, ohne daß er das nette Ding mit Faust's Gretchen in Verbindung gebracht hätte. Er gebrauchte auch niemals Citate, während Frau Sommerlattich beinahe nicht mehr

anders sprechen konnte, als mit Hilfe solcher geflügelter Worte; dieselben spielten in ihrem wässerigen Gespräch die gleiche Rolle, welche in einem seichten Bache den Hupfsteinen zukommt, auf die sich der Fuß des Hinüberschreitenden stützt. Auch geriet der Onkel über nichts in Ekstase. Wenn Frau Sommerlattich mit ihren Töchtern aus dem Theater oder dem Konzert zurückkehrte und ihre Gefühle in Worten wie „Göttlich!", „Sublim!" und dergleichen ausstöhnte, so pflegte der Onkel höchstens „So?" zu sagen; und zuweilen erkundigte er sich auf eine ungeschickte Weise nach dem betreffenden Künstler, der die Stadt so entzückt hatte, zum Beispiel — wenn es ein allbekannter Tragöde war — ob derselbe ihnen recht Spaß gemacht habe, oder — wenn der berühmte Klaviervirtuose Granatstein gespielt hatte — ob er eine gute Geige besitze und ob dieselbe recht viel gekostet habe.

Ein solcher Onkel war mehr als unbrauchbar, wenn man den Besuch eines Schriftstellers vom Rang des Herrn Evertsbusch erwartete. Er war fürchterlich! Aber wohin hätte man mit dem „*Oncle terrible*" im Winter abfahren können? Zwar war er ein abgehärteter Freund mancherlei Arten des Sports. Aber im Winter, wenn es um sechs Uhr abends Nacht ist, kehrt man doch immer von der Jagd oder vom Eise gern ins Haus zurück; und so lastete der Onkel jeden Abend auf der ästhetisch gebildeten Familie wie ein Alpdrücken.

Im Sommer war das anders; da ging der unbrauchbare Onkel oft für manchen Tag ins Gebirge, um in den klaren Forellenbächen dem Fischfang obzuliegen. Im kühlen Schatten eines Ahorns stand oder saß er lange Tage still und unbeweglich „dem Spiel der Wasser zusehend", wie Frau Sommerlattich zitiert haben würde. Ein rothaariger, kleiner Hund lag einige Schritte hinter ihm und blinzelte halb vergnügt, halb schlaftrunken oder schnappte eine irrende Fliege weg, in seinem Fange unstreitig geschickter als sein Herr, der sich oft so sehr in ein stilles Behagen an der ihn umgebenden Waldeinsamkeit vertiefte, daß er es häufig zu spät inne ward, wenn ein Fischlein ihm den Köder vorsichtig von der Angel wegfraß. —

* * *

In diesem Jahre nun machte der unbrauchbare Onkel bereits im Frühjahr einen mehrtägigen Ausflug ins Gebirge.

Und kaum hatte er sich entfernt, da zauderte Frau Sommerlattich auch nicht länger, den Gegenstand ihres litterarisch-sozialen Ehrgeizes, den bewunderten Schriftsteller Evertsbusch, zum Souper einzuladen.

Sie hatte ihn im Salon einer Freundin flüchtig kennen gelernt und sich an ihn gemacht mit der bekannten hitzigen Aufdringlichkeit ehr-

süchtiger Damen, die gern mit berühmten Bekanntschaften prahlen. Leider war Herr Evertsbusch nicht frei von jener Schriftsteller-Eitelkeit, ohne welche solche Aufdringlichkeit stets ihr Ziel verfehlen müßte. Ihm tat jede Huldigung wohl. „Die Sonne spiegelt sich nicht blos im Meere", pflegte er in der ihm eigentümlichen bescheidenen Ausdrucksweise zu sich selbst zu sagen; „auch kleine Wässerlein, Teiche, ja geringe Pfützen dürfen ihr strahlendes Antlitz zurückwerfen. Warum sollte ich nicht gleich der Sonne tun und mich von Frau Sommerlattich zum Souper einladen lassen? Zudem! Diese Dame wird mich mit ausgesuchten Leckerbissen fetiren, und ihre Töchter — hm! — sind zwar nicht mehr in der ersten Frische, aber ganz betuliche, angenehme Geschöpfe." Er nahm also die Einladung an.

Der „Evertsbusch-Abend" dämmerte in den Salon der Frau Sommerlattich, wo alles zum Empfang des berühmten Schriftstellers aufs beste vorbereitet war. Auf dem Tische lagen natürlich die sämtlichen Werke des Dichters, von der „Antediluvianischen Königstochter" angefangen bis zu dem schönen Buche mit dem lateinischen Titel: „*Suum cuique* oder das Menschliche." Sie waren alle grün eingebunden, gleichsam in Nilschlamm, und die beiden Fräulein Sommerlattich machten ganz ägyptisch-assyrisch-babylonische Gesichter, gemäß den Lieblingsstoffen der Romane von Evertsbusch. Auf dem Soupertisch aber im Nebenzimmer stand ein vom Zuckerbäcker kunstvoll gefertigter Turm zu Babel aus Marzipan.

Insoweit war alles gut. Nur konnten die Töchter doch eine gewisse Beklemmung nicht unterdrücken, wenn sie sich fragten, was für Gespräche sie wohl mit dem großen Manne führen sollten. Zwar hatten sie am Nachmittag noch einige Artikel im Konversations-Lexikon über Mumiensärge, einbalsamierte Katzen, babylonische Gastfreundschaft und dergleichen nachgelesen; aber es gehört doch immerhin eine gewisse Gewandtheit dazu, einen derartigen Artikel, selbst wenn man ihn im Gedächtnis behält, mit anmutiger Wendung im rechten Augenblicke in die Welle des Gespräches zu werfen. Auf die anderen eingeladenen Gäste, zwei in mittlerem Alter stehende Damen aus der Nachbarschaft, einen pensionierten, kurzatmigen Geistlichen und zwei als ausdauernde Vorleser öfter erprobte dichterische Jünglinge, die in einem Staatsbureau arbeiteten, war allerdings einige Hoffnung zu setzen, was die Unterhaltungskosten anbetraf, vorausgesetzt freilich, daß die Genannten sich nicht etwa einschüchtern ließen durch das Bewußtsein, mit einem so weltberühmten Schriftsteller am Tische zu sitzen.

Leider ließen sie sich einschüchtern.

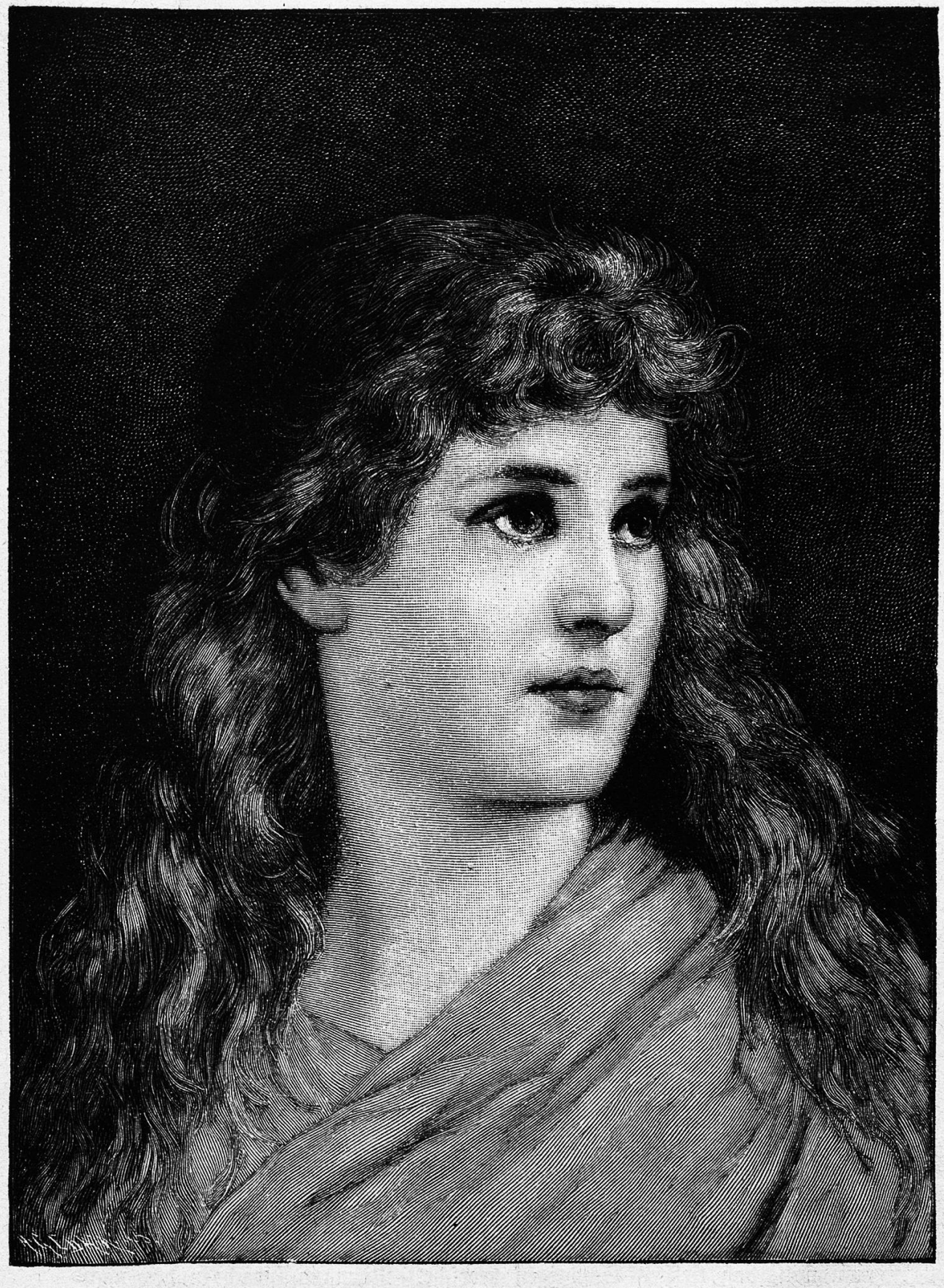
* * *

Schon bevor Herr Evertsbusch anlangte — er kam als der Letzte, fast eine volle Stunde zu spät — lastete eine drückende Schwüle im Salon, wo die im Flüsterton geführte Konversation nicht recht in Fluß kommen wollte. Als nun aber vollends Herr Evertsbusch hereinschnurrte, und alle Anwesenden sich überzeugen mußten: da, das ist derselbe Kopf mit den grauen, struppigen Haaren über der hohen Stirn, wie wir ihn aus dem Holzschnitt im ersten Bande der sämtlichen Werke des gefeierten Dichters kennen und wie man ihn in den Buchhandlungen ausgestellt sieht — und als Herr Evertsbusch mit der Sicherheit eines vielumworbenen, verwöhnten Künstlers sich in diesem Kreise ersterbender Bewunderer zwanglos munter zu bewegen begann, da wurden sie alle desto ernsthafter und verlegener, je fröhlicher der selbstgefällige Autor sich gab. Die beiden Dichterjünglinge besonders kamen zu keinem einzigen Sterbenswörtchen vor Zermartern ihres Hirns nach bedeutenden Thematen und vor dem immerwährenden Ueberlegen, welche für ihre ganze Zukunft höchst wichtigen und inhaltsvollen Dinge in den nächsten Stunden hier könnten vorgebracht werden.

Glücklicherweise haben aber die zivilisierten Völker Europas den guten Brauch der Wilden noch nicht abgeschafft, bei geselligen Zusammenkünften das Essen und Trinken zum Mittelpunkt der gesellschaftlichen Freuden zu machen. Fünf Minuten nach dem Erscheinen des Dichters „schwebte" die Hausfrau am Arme des Poeten hinüber ins Eßzimmer, wo der gastlich summende Theekessel die Gesellschaft empfing, und wo reichliche Viktualien — abgesehen von dem antiquarischen Zuckerbäckerkunststücke — die frohe Aussicht gewährten, man würde jetzt sicherlich Stoff für den Mund und die Zunge finden, wenn auch nicht eben Gesprächsstoff.

Nun hatte der Dichter Evertsbusch eine etwas unhöfliche Gewohnheit, die auch an anderen großen und kleinen Schriftstellern schon ist beobachtet worden. Obwohl sonst gesprächiger Natur, wurde er jeweilen ganz stumm beim Diner oder Souper. Die doppelte Anstrengung des Essens und der Unterhaltung dazu war ihm einfach zu groß; seine Bequemlichkeit und das Bewußtsein, daß er sich als „berühmter Mann" schon etwas erlauben dürfe, ließen ihn also auch diesmal verstummen. Die anderen alle aber wurden nun, da der gefeierte Gast schwieg, womöglich noch stummer als zuvor, und es begann jener peinliche Zustand, wo die Engel immer häufiger durchs Zimmer schweben und Wirt und Gäste im stillen alle Teufel fluchen, daß ihnen keine schnurrige Geschichte in den Sinn kommen will.

Natürlich wurden anfänglich Anläufe gemacht, den lastenden Zauberbann zu brechen. Es gab mutige Winkelriede, die dem Gespräch eine



„Unschuld."
Nach einem Gemälde von Max.

Gasse machen wollten. Vor allem war es selbstverständlicherweise Sache der Hausfrau und ihrer Töchter, mit gutem Beispiele voranzugehen. Den Stoff sollten die Werke des Dichters liefern.

„O! wenn Sie wüßten, Herr Evertsbusch", lispelte Frau Sommerlattich (aber ihr Lispeln klang in dieser Stille laut wie eine Volksrede) — „o! wenn Sie wüßten, wie uns allen ihr „Suum cuique" gefallen hat!"

Evertsbusch erwiderte das nichtssagende Kompliment mit einem freundlichen Nicken des Hauptes und fuhr ruhig fort, den Kaviarbrödchen zuzusprechen.

„Aber auch die „Antediluvianische Königstochter" hat uns entzückt!" rief Rosaura, das ältere Fräulein Sommerlattich.

„Ich stelle den „Nilwurm" noch höher," fügte das jüngere Fräulein bei, die blonde Emerentia, „der „Nilwurm" ist geradezu göttlich!"

Und hieran knüpfte sich ein kurzes Scheingefecht der beiden Schwestern, bis plötzlich beide sich besannen, daß sie da eigentlich eine Privatunterhaltung vor Zuhörern führten, wozu jeder andere Zeitpunkt passender gewählt wäre, und das umsomehr, als sie vor dem Autor sprachen, der wohl wissen mochte, welches seiner Werke höher zu taxieren sei. Verlegen schnappten sie mitten in ihrem Disput ab.

Eine der eingeladenen Damen wollte sich jetzt in die Bresche werfen. Ein früheres Werk des Dichters hieß „Die Zwillinge". „Ach, liebe Frau Sommerlattich," wandte sie sich an die Hausfrau, „wann endlich bekomme ich „Die Zwillinge?"

Kaum hörte sie den Klang des letzten Wortes im stillen Zimmer nachhallen, so wurde die arme Dame blutrot; zugleich besann sie sich, freilich etwas spät, was wohl der Dichter für eine Meinung von ihr sich bilden werde, wenn er vernehme, sie besitze oder kaufe seine Werke nicht, sondern lasse sich dieselben von guten Freundinen leihen. Dieselbe Reflexion machten auch andere Mitglieder der Gesellschaft und wurden um so verlegener. Evertsbusch aber, der soeben einer Welschhahnschnitte Meister geworden, wandte sich, nicht ohne böswilligen Spott, an die Sprecherin mit den Worten:

„Vielleicht, gnädige Frau, kann ich Ihnen mit meinem Haus- und Handexemplar der „Zwillinge dienen?"

Es gehört nicht viel dazu, um eine ohnehin schon zerfahrene, nur noch schwach fortflackernde Unterhaltung auf einmal stille zu stellen. Diese beißende Bemerkung des Dichters wirkte in der Tat wie ein verhüllendes Tuch, welches man über eine Volière von Papageien hängt, wenn man will, daß tiefstes Schweigen herrsche. Niemand sprach in den nächsten zwei Minuten ein Wort. Der Dichter aber überlegte, ob er boshaft dieses Stillschweigen sich ausdehnen lassen oder, was ihm jetzt, nachdem er

reichlich gegessen, ein Leichtes war, die Kosten der Unterhaltung selbst tragen wolle. In letzterem Falle zweifelte er nicht, daß sehr bald die Konversation sich animieren werde, wie er denn von seinen gesellschaftlichen Gaben mit Recht eine hohe Meinung hatte. „Aber," sagte er sich, „was hast du davon, wenn du nun die Herkulesarbeit übernimmst, diese langweilige Gesellschaft gesprächig zu machen? Ein verpfuschter Abend bleibts doch so wie so, und in diesem Falle, wenn sie sich amüsieren, dauerts tief in die Nacht hinein; schweigst du jedoch, so bringt auch sonst niemand etwas vor, und die ganze Langweilerei muß um zehn Uhr spätestens ihr Ende nehmen, gleich einem Kaminfeuer, das aus Mangel an Nahrung elend in sich selbst zusammensinkt. So kommst du wenigstens früh zu Bette und hast obendrein den Genuß, zu beobachten, wie diese Leute sich in ihrer Verlegenheit benehmen; das gibt ein Studium für irgend eine altassyrische Tischgesellschaft."

Niemand wird diese Erwägungen des Dichters Evertsbusch für Zeichen eines liebenswürdigen Charakters ansehen; Evertsbusch war, gleich so vielen verwöhnten Modeschriftstellern, eine durch und durch egoistische Natur, munter, ja selbst ausgelassen, wo es ihm paßte, so daß viele Personen, die ihn zufälligerweise nur von dieser Seite kannten, ihn für einen sehr angenehmen Mann hielten, während er doch niemals sich bereit zeigte, das Opfer seiner Bequemlichkeit da zu bringen, wo dieses Opfer ihm keinen Gewinn einbrachte. Hier, in diesem Kreise, galt sein Name alles, das wußte er. Folglich war es nicht notwendig, den Kultus, der ihm hier zu teil wurde, noch zu steigern durch absonderliche gesellschaftliche Künste; im Gegenteil, solchen Leuten mochte es ganz gut tun, wenn sie etwas von einer gewissen Würde und Hoheit verspürten, die eine allzu große Vertraulichkeit in Schranken hielt.

* * *

So saß also der berühmte Mann in ruhiger Haltung ganz unbefangen auf seinem Stuhle, ließ die Augen gemächlich von Antlitz zu Antlitz wandern, bemerkte, wie fast jeder seiner Blicke die Verlegenheit noch vermehrte, und wie unter dem magischen Einfluß dieser Blicke dieser oder jener Gast, dem endlich ein Gedanke gekommen war, desselben sofort verlustig ging. Das alles ließ ihn völlig kalt. Der Hausfrau aber standen die Schweißtropfen auf der Stirn; denn die Gesprächspause wollte kein Ende nehmen, und man weiß ja, wie unter solchen Umständen die Sekunden zu kleinen Ewigkeiten sich ausdehnen. Vom nahen Kirchturm aber schlug es langsam neun Uhr, und jeder der Anwesenden zählte die Schläge nach und wußte, daß die anderen dasselbe taten. Endlich verstummte der neunte Schlag.

Da wurde plötzlich die Hausglocke gezogen; es war ein kräftiger Klang. Alle begrüßten diesen Ton wie eine Erlösung.

„Wer mag das sein?" sagte die Hausfrau und sah erleichtert umher, da diese Frage vielleicht den Anfang eines kleinen Gesprächs bilden konnte.

„Ich will selbst nachsehen!" rief Rosaura, froh, einen Augenblick vom Tische aufstehen zu können, wo die geistige Atmosphäre so niederdrückend wirkte.

Sie eilte hinaus, und wieder wurde es drinnen still; alle lauschten unwillkürlich nach dem Flur, wo sich schwere Tritte vernehmen ließen, dann das Zuschlagen einer Zimmertür. Frau Sommerlattich wurde totenbleich; sie kannte diese Tür, die in das Zimmer des Onkels führte. Im nächsten Augenblick kam Rosaura hinein, sichtlich angegriffen. Sie streifte am Stuhle ihrer Mutter vorüber und flüsterte: „Der Onkel!" Dann fügte sie achselzuckend bei, einen Blick der Mutter auffangend: „Er wird sogleich hier sein, nachdem er sich auf seinem Zimmer umgekleidet hat."

Frau Sommerlattich saß wie versteinert da. Das fehlte noch, daß der Onkel zurückkehrte, der Onkel, den man nicht brauchen kann, weil er so unkultiviert und so unberechenbar ist; der Onkel, der doch ins Gebirge verreist war, um zu fischen, und noch mehrere Tage ausbleiben sollte. Man hätte ja sonst diese Soiree gar nicht abgehalten. Nun wars ohnehin schon so langweilig, und zu alledem kam dieser Unglücksonkel plötzlich hereingeschneit. Aber natürlich — er wollte seinen Thee und brachte wohl auch Appetit mit von der Reise. Man mußte sich ins Unvermeidliche fügen.

„Lege ein Couvert auf," sagte Frau Sommerlattich seufzend zu Emerentia; „lege es dorthin!" fügte sie bei und wies auf den Punkt der Tafel, der dem Platze des Dichters am fernsten lag.

Mittlerweile hatten die Gäste sich flüsternd über die bevorstehende Vermehrung ihres Kreises unterhalten, aber zu einem verständigen Gespräche war es noch immer nicht gekommen — als auf einmal die Tür aufgerissen wurde und der Onkel hereintrat.

Es war ein gesund aussehender, hübscher alter Mann von mittlerer Größe, mit grauem, militärischem Schnurrbart. Seine blitzenden, blauen Augen, die frische, bräunlichrote Hautfarbe und die energischen Bewegungen der Arme verrieten einen bei allerlei kräftigendem Sport noch im Alter ungeschwächten Körper. Wie er so eintrat, brachte er mit sich den erquickenden atmosphärischen Duft eines Menschen, der den ganzen Tag in freier Luft zugebracht hat.

„Ah," sagte er, „große Gesellschaft hier; das ist angenehm!"

Dabei grüßte er die Anwesenden, die er alle schon kannte, mit Ausnahme des Dichters.

„Willst du mich diesem Herren dort vorstellen?" wandte er sich an seine Schwägerin.

Mit sauersüßer Miene tat sie es und setzte zu dem Namen Evertsbusch bedeutsam die Worte hinzu: „Der berühmte Schriftsteller."

Der Onkel machte ein altväterliches Kompliment und setzte sich auf seinen Stuhl, der, wie gesagt, am äußersten Ende der Tafel sich befand. Dies hielt jedoch den jovialen alten Mann keineswegs ab, während eine seiner Nichten ihn bediente, sofort über den ganzen Tisch weg mit dem Dichter ein Gespräch anzuknüpfen. Er tat dies mit der größten Unbefangenheit. Denn erstlich imponierte ihm keinerlei Art von Schriftstellerei, sodann hatte er aus Zerstreutheit im Augenblick Schriftsteller mit Schriftsetzer verwechselt und stellte sich vor, der eingeladene Gast sei vielleicht irgend ein geschäftlich berühmter Schriftsetzereibesitzer, was jedenfalls der Achtung, die er ihm entgegenbrachte, keinen Abbruch tun konnte.

„So, mein Herr," sagte der Onkel, das Gespräch an die eben stattgehabte Vorstellung unmittelbar anknüpfend, „da haben Sie ja einen sehr schweren Beruf, zu dem man viel Geschicklichkeit braucht."

„O Himmel!" seufzte im stillen Frau Sommerlattich, „jetzt gehen die taktlosen Bemerkungen schon an."

Den Dichter belustigte die Anrede des Onkels, besonders der Ausdruck „Geschicklichkeit". Er erwiderte: „Nun, man muß eben ein bischen seine Gedanken beisammen halten und einen wohl aufgeräumten Kopf haben."

„Das glaube ich schon," bemerkte der Onkel; „aber der Kopf tuts nicht allein. Wie das die Augen anstrengen mag!"

„Die Augen?" fragte Evertsbusch erstaunt.

„Nun freilich," fuhr der Onkel unerschüttert fort; „ich habe mir allerdings sagen lassen, daß nicht allein die Augen dabei in Betracht kommen, sondern daß man auch vieles mit den Fingerspitzen taste; die Haut an Ihren Fingerspitzen muß sehr fein sein!"

Vergnügt rief Evertsbusch aus: „Aber für wen halten Sie mich denn? Vielleicht für einen Falschspieler von Monte Carlo, daß Sie mir so feine Fingerspitzen vindizieren wollen?"

Frau Sommerlattich und ihre Töchter wollten umkommen vor Beklemmung.

Ruhig antwortete der Onkel: „Sind Sie denn nicht Schriftsetzer, Herr Evertsbusch?"

Wir haben Herrn Evertsbusch als einen gelegentlich sehr unliebenswürdigen Egoisten geschildert; beschränkten Geistes war er jedoch keineswegs und sehr geneigt, auf einen Spaß einzugehen, wenn derselbe sogar auf seine eigenen Kosten gemacht wurde. In dem Onkel hatte er von

Anfang an ein Original gewittert. Diese letzten Worte belustigten ihn nun über alle Maßen, und ausnahmsweise tat ihm auch das Faktum wohl, daß irgend jemand seinen Namen noch niemals als den eines berühmten Autors habe aussprechen hören. Solche vereinzelte Erfahrungen gleichen den angenehmen Bitterkeiten, die besonders dann gut schmecken, wenn man sich mit faden Süßigkeiten den Magen verdorben hat.

Wohlgemut erwiderte daher Evertsbusch: „Nein, mein bester Herr! Schriftsetzer bin ich nicht, sondern Schriftsteller, das heißt, ich gebe den Schriftsetzern viel zu tun durch die dicken Bücher, die ich schreibe."

Frau Sommerlattich, ihre Töchter und die Gäste alle waren bei der Enthüllung des Mißverständnisses sehr rot geworden und erwarteten nun, der Onkel werde sich ganz niedergeschmettert zeigen. Zu ihrer Ueberraschung bewahrte jedoch der Onkel seinen Gleichmut. Dieser abgehärtete alte Mann, der die meisten Stunden des Tages in der frischen Luft zubrachte, hatte nichts von der Nervensensibilität der Stubenmenschen.

„Ah, so!" begann er, in langgedehnten Silben seiner Verwunderung naiven Ausdruck verleihend, „ah so?" Sie schreiben also Bücher! Das ist ja sehr schön. Haben Sie auch schon eines über die Angelfischerei verfaßt?"

„Schwager!" rief hier Frau Sommerlattich in gereiztem Ton dazwischen, „Herr Evertsbusch ist der berühmte Dichter der Romane von der „Antediluvianischen Königstochter", von „Suum cuique", den „Zwilingen" und dem „Nilwurm"; verstelle dich doch nicht so, als ob du das nicht wüßtest?"

„Schon gut, Schwägerin!" sagte der Onkel in aller Gemütsruhe. „Herr Evertsbusch schreibt Romane, aber das schließt ja doch nicht aus, daß er auch etwas Besseres schreiben könnte, zum Beispiel ein tüchtiges Buch über Angelfischerei."

Der Dichter war entzückt über diese Naivetät.

„Ihr Herr Schwager hat ganz recht" — mit diesen Worten wandte er sich an Frau Sommerlattich — „ja, er hat sogar meine innersten Gedanken erraten. Denn in gewissem Sinne wird mein nächster Roman ein Werk über die Angelfischerei sein."

„Famos, famos!" sagte der Onkel und rieb sich vergnügt die Hände. „Wie mich das freut! Das ist eine kapitale Idee!"

* * *

Zufälligerweise verhielt sich die Sache so, wie der große Romandichter es eben gesagt hatte. Er trug sich nämlich momentan mit dem Entwurfe eines auf fünf Bände berechneten Pfahlbau-Sittenromans und hoffte, in diesem Werke durch viele realistische Schilderungen aller Arten des Fischfangs die Leser mit seinen Kenntnissen zu verblüffen, wie auch recht viele Seiten des Buches auszufüllen und ein größeres Honorar herauszuschlagen.

Bekanntlich gehen nämlich modern-verständige Romanciers bei Abfassung ihrer Bücher recht umsichtig zu Werke; man weiß, wie ein neuerer Franzose die Magazine „Au bonheur des dames“ gewissenhaft studirte, um seinen Sittenroman auf solch realistischer Basis aufzubauen. Die neueren Romane werden demgemäß nach und nach auch recht nationalökonomische Titel bekommen, zum Beispiel: „Phylloxera vastatrix“, „Der Kampf ums corned beef“, „Uli oder die kondensierte Milch“ und so weiter. Natürlich erachten es solche Schriftsteller für einen außerordentlichen Glücksfall, wenn sie bei Abfassung ihrer Bücher auf entsprechende Fachleute stoßen, die sich von ihnen sozusagen melken lassen, wie die Blattläuse von den Ameisen gemolken werden.

So war es denn sehr begreiflich, daß der Dichter des keimenden Pfahlbau-Sittenromans nicht sobald herausgebracht hatte, der Onkel sei ein ausgezeichneter Angler, als er auch schon mit wirklichem Interesse über den Tisch hinüberrief: „Ich bitte Sie mein Herr, machen Sie mir die Freude und setzen Sie sich ein bischen hier neben mich; so plaudern wir über das Buch, das ich über die Angelfischerei schreiben soll.“

Frau Sommerlattich war sprachlos. Wie, der gefeierte Dichter Evertsbusch ließ die ganze ihn verehrende Gesellschaft links liegen, um sich mit dem rohen Onkel, den man nicht brauchen kann, in eine augenscheinliche Privatunterhaltung einzulassen? Und der Bann der Langweile, der bisher auf allen gelastet, der sollte gebrochen sein, und durch wen? Durch den Onkel, den man nicht brauchen kann, wenn litterarische Gäste da sind! Es überstieg dies die Fassungskraft der guten Frau Sommerlattich, geboren v. Rittersporn.

Aber es war Tatsache! Der Onkel setzte sich unbefangen heiter neben Herrn Evertsbusch; und nun begannen diese beiden die animierteste Unterhaltung, in der sich der Dichter mit minutiöser Genauigkeit nach allen auf den Fischfang bezüglichen Dingen erkundigte. Da erfuhr man denn auch endlich den Grund der unvermuteten Rückkehr des Onkels.

„Sehen Sie,“ sagte er zu dem Dichter, „wenn Sie einen ungünstigen Fischfang schildern wollen, so müssen Sie immer einen steifen Ost- oder Nordwind blasen lassen. So schlug zum Beispiel heute vormittags elf Uhr der Wind plötzlich nach Nordost um; da habe ich sofort mein Fischzeug zusammengepackt und den nächsten Bahnzug benützt zum Heimkommen. Denn bei solchem Wetter fängt man keinen Schwanz!“

Evertsbusch beschloß sofort, in seinem Pfahlbau-Sittenroman ein „Ueble Laune-Kapitel“ einzuschalten, wo der Sohn des Pfahlbau-Häuptlings infolge anhaltenden Ostwindes auf verderbliche Abwege, ketzerische Neuerungen und dergleichen gerät, die er alsdann in einem Westwind-Kapitel bei reichlichem Fischfang zwar bereut, aber nun doch ausbaden muß.

Weiter verbreitete sich das Gespräch über die Arten des Köders, über den Fang mit gespießten Insekten, worüber Evertsbusch alle denkbaren Einzelheiten zu hören wünschte, während der Onkel, erfreut, einen so dankbaren Zuhörer zu finden, immer anschaulicher wurde in seinen Schilderungen und ausführlicher in der Darstellung des fröhlichen Sports. Mit einem Worte: die beiden Herren verbissen sich ordentlich in ihr Gesprächstema, so daß eine halbe Stunde um die andere verschwand, ohne daß sie dessen inne wurden. Auch die übrige Tischgesellschaft unterhielt sich nun ganz gut, indem man bald dem lebhaften Gespräche der beiden zuhörte oder gelegentlich ein kleines Privattema ungezwungen erörterte. Kurz, der Abend, der sich so langweilig angelassen hatte, gestaltete sich zu einem der vergnüglichsten, so daß erst um Mitternacht ans Fortgehen gedacht wurde.

„Sie können gar nicht glauben, Frau Sommerlattich," sagte der Dichter zu seiner Wirtin, „welchen großen Genuß Sie mir verschafft haben durch die Bekanntschaft mit Ihrem ebenso liebenswürdigen als originellen Herrn Schwager!"

Das war das einzige Kompliment, das er der Dame des Hauses beim Fortgehen machte. Kein Wort über den vom Zuckerbäcker sinnvoll gebauten „Turm zu Babel", keine Anspielung, wie es ihn gefreut habe, in einem Kreise aufrichtiger Bewunderer seiner sämtlichen Werke zu Nacht gespeist zu haben! Aber den Onkel, den fürchterlichen Onkel, den hatte er charmant gefunden. Ja, er wandte sich zuletzt noch an den alten Herrn mit der dringenden Aufforderung: „Besuchen Sie mich doch nächster Tage! Und nicht wahr, wenn der Nordost nicht mehr weht und Sie wieder auf den Fischfang gehen, dann nehmen Sie mich mit?"

„Welche Ehre!" dachten neidvoll alle die anderen im Fortgehen begriffenen Gäste. Der Onkel aber antwortete ganz kühl: „Besuchen will ich Sie schon! Aber was das Mitnehmen zum Fischfang betrifft — wissen Sie, ich glaube, Sie schwatzen mir zuviel und sind zu nervös, zu zappelig! Da beißt nichts an."

Schrecklicher Onkel! Dem berühmten Mann so eine Antwort! Aber siehe da, der berühmte Mann war sanft wie ein Lämmchen und sagte: „Nehmen Sie mich nur mit, Sie sollen sehen, daß ich schweigen kann wie eine Sphinx."

Daß er das konnte, das hatte die ganze Tischgesellschaft heute erfahren, bevor der Onkel erschien, der seit diesem Abend seiner Schwägerin und seinen Nichten wie ein durch märchenhafte Fügung auf irgend einen Königstron gelangter verwunschener Bär vorkam.

Redaktion: F. Marti. — Druck und Expedition von Müller, Werder & Cie., Zürich.